

neue Missionare aufgetreten. Ihre Botschaft: Die persönliche Wohltat tut's auch. Carnegie statt Caritas.

7.2 The gospel of wealth

Selbsthilfe-Helfer à la Conwell oder Swett Marden predigen, sozial gesehen, ins Leere hinein: Das Erfolgsgeheimnis ist dem – jedem – einzelnen Menschen eingeschrieben; entweder entschlüsselt er es mit ihrer Hilfe oder Hopfen und Malz sind verloren. Aber wollte man wirklich kleine Spekulanten en masse heranziehen, die auf Reichtümer schießen und mit Wundern kalkulieren? Andererseits Algers Botschaft: War sie wirklich so attraktiv, dass man damit den kleinkriminellen Nachwuchs motivieren konnte, das Glück des Tüchtigen herauszufordern, um schließlich und endlich und bestenfalls als kleinbürgerlicher Ladenschwengel zu enden?

Bekanntlich hatte Europa mit ähnlichen Sozialverhältnissen zu kämpfen. Doch anders als in Amerika sollte sich der Gedanke durchsetzen, dass es mit einer »seriellen« Lösung (Mensch für Mensch) nicht getan ist, sondern Organisationsformen ausfindig gemacht werden müssen, um dem massenhaften Elend kollektiv zu Leibe zu rücken. Diese Sichtweise verband sich mit der rebellischen Hays-Diagnose einer strukturellen Aufstiegsblockade: »Wer kein Kapital hat, kann zu keinem gelangen«, konstatiert Lorenz v. Stein um die Mitte des Jahrhunderts (v. Stein 1921: 109). »The pursuit of happiness« würde dem Großteil der Bevölkerung somit verschlossen bleiben.

Um die Spannung in erträglichen Grenzen zu halten, empfiehlt v. Stein ein soziales Königtum: Das Schicksal der Massen solle zur institutionalisierten (und nicht bloß gutwilligen) Sorge des Monarchen werden, mit dessen Herrschaft man sich dann abfinden werde. Derweil hatte in Frankreich eine Idee Furore gemacht, die den Klassenkampf mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte: Léon Bourgeois, kurzzeitig Premierminister, ansonsten mit allerlei hohen Ämtern betraut, hat die Trommel für eine gesellschaftsumspannende Sozialversicherung

gerührt, dank derer arbeitsame Franzosen gegen Risiken der Berufs- oder Lebenswelt abgesichert sein sollten (Bourgeois 2018).

Und Amerika? Streicht man das Selbsthilfe-Konvolut von der Rechnung, dann bleibt nicht mehr übrig als eine bunt zusammengewürfelte Bibliothek teleologischer Meistererzählungen, die rückblickend berichten, »wie es eigentlich gewesen ist« und dass es tatsächlich funktioniert hat. Aus diesem Schwarm der Schwärmer sticht Andrew Carnegie vor allem deshalb hervor, weil er darüber nachdenkt, was seinesgleichen einer Gesellschaft dafür schuldet, dass sie ihn das hat werden lassen, was er geworden ist, nämlich stinkreich.

Folgt man Carnegie (1835-1919), dann ist Reichtum weder Lernziel noch Lebenszweck, sondern der Lohn für harte Arbeit und erwiesenen Anstand: »Es gibt im Leben für uns so viel zu tun. Wir könnten uns wirklich nützlich machen und uns den Respekt der Welt verdienen, würden wir immer so handeln, wie es richtig ist«, fasst Carnegie seine Philosophie zusammen (Carnegie 1920: 38f.).

Allerdings braucht ein williger Geist, damit er nicht vom Weg abkommt, das Glück des richtigen Umfelds – *the heroic soul* ist, so betrachtet, ein Gemeinschaftswerk. Hilfreich sind einerseits gleichgesinnte Freunde oder Kollegen; den Abendkurs für doppelte Buchführung etwa belegt man zu viert und deshalb, weil Einigkeit darüber besteht, dass dieser neuartigen Methode die Zukunft gehört (Carnegie 1920: 42). Um das Maß des Glücks voll zu machen, erweist sich der eine oder andere Mitstreiter später als verlässlicher Mitarbeiter oder vertrauenswürdiger Geschäftspartner.

Trotz allem würde die Geschichte nicht ohne Algiers »Injektion« ans glückliche Ende kommen. Sprich: Unverhofft, wenn auch nicht unverdient, kommen Gönner ins Bild, deren Intervention dafür sorgt, dass ihre Schützlinge momentane Karrierehindernisse überspringen. Carnegie hatte das Glück nicht nur einmal im Leben und durfte es schon sehr früh genießen: »One day the chance came« – sein Arbeitgeber befördert ihn zum Büroangestellten. So generös war der Herr, dass er den jungen Carnegie gleich weiterempfohlen hat, verbunden mit einer Rückkehrgarantie, falls sich der neue Job als Sackgasse erweisen würde (Carnegie 1920: 41ff.). Die Sorge der anderen hätte natürlich auch »seda-

tiv« wirken können, doch wer wie Carnegie aus gutem Holz geschnitzt war, ist nicht in diese Wohlfühl-Falle gelaufen: »Ich habe gemerkt, dass ich auf einer Leiter gestanden bin und dazu bestimmt war hinaufzusteigen.« (Carnegie 1920: 45) Diesen Moment erlebt, dieses Gefühl hat man – oder eben nicht und verpasst dann den Wink des Schicksals. Hier scheiden sich die Geister zum ersten Mal.

Wer Carnegies Weg geht, *verdient* sein Geld. Daher reflektieren Wohlstandsunterschiede Leistungsdifferenzen, welche ihrerseits für den Fortschritt der Gesellschaft unerlässlich sind. Carnegie, selbsternannter Schüler und unerschütterlicher Bewunderer des Sozialdarwinisten Herbert Spencer, zeigt denselben Selektionsfurore wie sein Vorbild: Die sozialen Kosten des ökonomischen Wachstums sind hoch, Massenelend gehört dazu. Und niemand soll, ob aus Mitleid oder Kalkül, auf den Gedanken verfallen, dieses eherne Gesetz »einschmelzen« zu wollen – »objections to the foundations upon which society is based are not in order« (Carnegie 1901: Pos. 382).

Dennoch werden die Weichen ein zweites Mal gestellt. Anders als seine darwinistischen Gesinnungsfreunde, deren feste Überzeugung es war, dass »Klassen einander nichts schulden« (Sumner 1982), reiche Leute daher kein schlechtes Gewissen haben müssen, wenn ihre armen Nachbarn am Hungertuch nagen, sieht Carnegie den *sozialen* Charakter der Geldschöpfung und leitet daraus eine umfassende gesellschaftliche Verantwortung ab. Was der Nachwelt imponiert: Für viele war er »a hero in many ways« und eben auch »a paragon of generosity«.⁶ Zum Zuge kommt diese Gesinnung hauptsächlich gegen Ende des Lebens, wenn die Begüterten, weil sie schließlich nichts »mitnehmen« können, darüber nachdenken müssen, was aus ihren Reichtümern werden soll.

In Bausch und Bogen verdammt Carnegie, durchaus überraschend, jene Option, die das saturierte Gewissen bis dahin für den selbstverständlichen Gang der Dinge gehalten hat: dass Reichtümer *vererbt* werden (können). Wer sie anvisiert, soll sogar politisch blockiert werden:

6 <https://www.bartleby.com/essay/Was-Andrew-Carnegie-a-Hero-P3JNCYRCT>; Kohn 1989: 69.

»Der Staat müsste Leute, die ihr ganzes Leben lang große Geldsummen horten und der Allgemeinheit entziehen, spüren lassen, dass man einer Gemeinschaft nicht ihren Anteil verwehren darf.«

Wie? Carnegie befürwortet eine prohibitiv hohe Erbschaftssteuer – *the gospel of wealth* ist weder eine unbedingte Apologie des Reichtums noch die kategorische Kritik des Sozialstaats (Carnegie 1901: Pos. 91off.).

Carnegies Alternative: Der Reiche macht es sich selbst zur Aufgabe, sein Vermögen nutzbringend unter die Leute zu bringen. Da Geldgeschenke zum Missbrauch einladen, gibt er gemeinnützigen Projekten den Vorzug. Biographisch bedingt fallen ihm öffentliche Bibliotheken als erstes ein, doch besteht an Objekten wohltätiger Begierde kein Mangel. Infrage kommen Universitäten, Krankenhäuser und Laboratorien, öffentliche Parks und städtebauliche Attraktionen, Konzerthallen (»for elevating music«), Schwimmbäder sowie Kirchen – Welch letztere aber mit Vorsicht zu bedienen sind, weil sie, zum Sektierertum neigend, Menschen leicht gegeneinander aufbringen (Carnegie 1901: Pos. 594ff.).

Kurzum, Carnegie plädiert für Wohltaten unter der Regie derer, die ihre überlegene Kompetenz dadurch belegen, dass sie das nötige Geld aufbringen:

»So lässt sich das Problem von arm und reich lösen. Kapitalakkumulation und -distribution bleiben Sache des Einzelnen. Es wird eine individualistische Gesellschaftsordnung sein, aber der Millionär fungiert als Treuhänder der Armen. Für eine gewisse Zeit vertraut ihm die Gesellschaft einen Großteil des erwirtschafteten Wachstums an, weil er daraus viel mehr Kapital schlägt, als sie es gekonnt oder gemacht hätte.«

Diesem exklusiven Verteilergremium passiert jedenfalls nicht, was dem sozialen Staat immer wieder unterläuft: dass das Geld zugunsten von »Faulenzern, Trunkenbolden und Tunichtguten« ausgegeben, also zum Fenster hinausgeworfen wird (Carnegie 1889: 662). Für Amerikas Philanthropen war, mit anderen Worten, die monetäre Nächstenliebe »eine Fortsetzung ihrer finanziellen Investitionstätigkeit, und daher wollten

sie jenes Instrumentarium verwenden, das sie im Geschäftsleben eingesetzt haben« (Zunz 2014: 2).

Vorboten jener Trump-Hybris, die postuliert, es gebe keinen besseren Politiker als den Geschäftsmann, der sein Geschäft beherrscht? Ohne Zweifel denkt Carnegie in ähnlichen Bahnen, aber letzten Endes scheint ihm doch eine höhere Instanz vorzuschweben, weil das Gemeinwesen schließlich mehr ist als die Summe der Büchereien, Schwimmbäder, Parks, Universitäten – oder was immer sich stiften lässt. Wie anders würde man sonst erklären, dass er bei erstbester Gelegenheit die weite Reise nach Kiel antritt, um einer Abendeinladung des deutschen Kaisers (Wilhelm II.) nachzukommen? Der mächtig imponiert haben muss:

»Schon seit einiger Zeit ist bei mir der Eindruck entstanden, dass der Kaiser uns vom Schicksal geschickt worden ist. Unsere Gespräche haben dieses Gefühl verstärkt. Ich setze große Hoffnungen darauf, dass er in der Zukunft etwas wirklich Großes und Gutes zustande bringt. Er mag sehr wohl noch eine Rolle spielen, die ihn unsterblich macht.« (Carnegie 1920: 282f.)

Das Vorbild war einem Führer begegnet.

